

SONJA LEVSEN

Charakter statt Bildung?

Universitäten, Studenten und die Politik der Männlichkeit im späten
19. Jahrhundert

Charakter statt Bildung? Universitäten, Studenten und die Politik der Männlichkeit im späten 19. Jahrhundert

1 Einleitung

„Ein Student, der sich nicht besaufen kann? Unmöglich!“¹ Glaubt man den Memoiren der ersten preußischen Doktorandin, Hildegard Wegscheider, so lehnte Heinrich von Treitschke in seiner Eigenschaft als Dekan der Berliner philosophischen Fakultät Mitte der 1890er Jahre mit diesen Worten ihre Zulassung als Gasthörerin ab. Wegscheider hatte zu diesem Zeitpunkt schon vier Semester in Zürich studiert und promovierte 1898 an der Universität Halle, die sich dem Studienwunsch der jungen Frau gegenüber offener zeigte. Quellenkritisch ist sicherlich zu hinterfragen, ob Treitschke sich tatsächlich der zitierten Formulierung bediente oder Wegscheider die ihr entgegengebrachten Vorurteile und Bedenken in diesem Satz verdichtete. Unabhängig ob Fakt oder Fiktion kristallisiert er jedoch in prägnanter Weise eine für das späte 19. Jahrhundert charakteristische Definition des Wesens von Universität und Studium, deren Motivation und Hintergründe im Folgenden diskutiert werden sollen.

Die Universität des 19. Jahrhunderts war nicht nur eine Institution, in der Wissen innerhalb einer Männergemeinschaft produziert und vermittelt wurde, sondern auch ein Ort, an dem Männlichkeit definiert, konstruiert und eingeübt wurde. Für viele Zeitgenossen war diese Funktion keine Begleiterscheinung des akademischen Lebens, sondern gehörte zu seinen grundlegenden Eigenschaften. So formulierte etwa der Jurist Otto Gierke 1895 in seiner Antwort auf eine Umfrage, in der nach der Einstellung zum Frauenstudium gefragt wurde: „Unsere Universitäten sind Männeruniversitäten“, und begründete seine ablehnende Haltung letztlich mit dem Appell: „Sorgen wir vor

¹ Wegscheider 1953, S. 31.

allem dafür, daß unsere Männer Männer bleiben.“² In zeitgenössischen Debatten um Wesen und Ziele des Universitätsstudiums überhöhten sowohl ein Teil der Professoren als auch viele Studenten die virile Subkultur als der akademischen Bildung zumindest gleichwertigen, wenn nicht sogar übergeordneten Zweck des Studiums. Akademische Inhalte traten in diesem Bildungsdiskurs zunehmend in den Hintergrund – eine Tendenz, die zwar nicht monokausal auf die Verunsicherung männlicher Identität in Zeiten von Frauenbewegung und Frauenstudium zurückzuführen ist, von dieser aber beeinflusst und verstärkt wurde.³ Zwar hat die Universitätsgeschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten ihre Geschlechterblindheit überwunden, und insbesondere der Kampf der Frauen um Zulassung zu den Universitäten und die Debatten um das Frauenstudium sind verhältnismäßig gut erforscht. Der Blick richtete sich dabei vor allem auf professorale und institutionelle Gegnerschaften gegen das Frauenstudium auf der einen Seite und auf die persönlichen Erfahrungen der ersten Studentinnen auf der anderen Seite.⁴ Der Bedeutung männlicher Identitätsängste für die Abwehrgefechte der Universitäten gegen das Frauenstudium und, damit verbunden, dem Wandel der studentischen Subkultur und ihrer verstärkt maskulinen Prägung der akademischen Welt wurde bisher jedoch wenig Aufmerksamkeit entgegengebracht. Auch die Studentenschaft, auf der im Folgenden das Hauptaugenmerk liegt, sorgte sich um die Universität als Ort der Stiftung männlicher Identität. Vor allem sie prägte in dieser Epoche den Charakter der Universität als essenziell männliche Sphäre. Ihre Rituale zielten, so wird mit Schwerpunkt auf Deutschland und Großbritannien gezeigt, in der Epoche des beginnenden Frauenstudiums verstärkt darauf, das Bild des Studenten als Mann zu festigen sowie die ‚Männlichkeit‘ der Universität ‚erkennbar‘ zu machen und zu erhalten.

2 Die Maskulinisierung des Lebensraumes Universität

Im wilhelminischen Deutschland waren es vor allem die Korporationen, die sich als Hüter akademischer Männlichkeit profilierten. Der ‚Boom‘ des Verbindungswesens im späten 19. Jahrhundert, der allerorts sowohl zur Neu-

² Kirchhoff 1897, S. 23, 27.

³ Vgl. dazu ebd., sowie Hausen 1986, S. 31-42.

⁴ In manchen Aspekten besteht noch Bedarf an detaillierten und analytisch hochwertigen Studien, insbesondere für Deutschland existieren aber eine Reihe grundlegender Untersuchungen, vgl. u.a. Huerkamp 1996; Benker/Störmer 1991; Bias-Engels 1986; Glaser 1992; Fellmeth 1998; Albisetti 1988, Kap. 8.

gründung von Korporationen als auch zur Intensivierung des Korporationslebens führte, war eine Reaktion vor allem auf das rasche Wachstum der Studierendenzahlen und die damit einhergehende Differenzierung der Studentenschaft. Während noch um 1870 ‚Studentsein‘ bedeutete, einer verhältnismäßig kleinen, sozial homogenen, männlichen und protestantisch dominierten Elite anzugehören, hatte sich dies bis 1914 gewandelt: Die Zahl der Studenten hatte sich vervielfacht, Frauen waren zum Studium zugelassen worden, eine steigende Anzahl katholischer und jüdischer Studenten verringerte die protestantische Überrepräsentation. Die Anzahl der Studienfächer wuchs, der schulische Hintergrund der Studenten differenzierte sich ebenso wie ihre soziale Herkunft.⁵ Die Verbindungen wirkten als Gegenpol zu dieser Tendenz der Auflösung gegebener Identitäten. Durch Mechanismen der Rekrutierung, der Inklusion und Exklusion stellten sie am Beginn des 20. Jahrhunderts sozial exklusive und im Vergleich zur Gesamtstudentenschaft deutlich homogenere Gruppen dar und boten ihren Mitgliedern damit klare Identifikationsmöglichkeiten.⁶ Ihre straffe Organisation ebenso wie die relative soziale Überlegenheit ihrer Mitglieder verschafften ihnen eine Führungsrolle innerhalb der Studentenschaft und trugen dazu bei, dass verbindungsstudentische Ideale und Verhaltensstile weit über die eigene Mitgliederschaft hinaus prägend wirkten und bis 1914 nur begrenzte Konkurrenz fanden.⁷

⁵ Vgl. zu diesem Wandlungsprozess u. a. Jarausch 1983, S. 10ff.; Jarausch 1989, S. 183ff.

⁶ Die unter anderem von Jarausch 1982 und Brandt 2001 vertretene Auffassung, die Entstehung der Verbindungen sei Folge der Vernachlässigung des Erziehungsauftrages in der ‚Humboldt-schen‘ Universität, reicht m.E. nicht aus, um das Phänomen zu erklären. Wichtiger erscheint mir der Aspekt, dass das deutsche Universitätssystem keine soziale Hierarchie zwischen den Universitäten kannte, und damit ein Bedarf nach Institutionen entstand, die einer sozialen Elite innerhalb der Studentenschaft Abgrenzungsmöglichkeiten boten. Trotz Unterschieden innerhalb des Verbindungswesens galten im wilhelminischen Deutschland die Korporationen als Vertreter des wohlhabenderen Teils der Studentenschaft – und legten großen Wert darauf, als solche wahrgenommen zu werden. Vgl. dazu Levsen 2006, S. 28. Dass die Abwehrgefechte und die Betonung der Universität als Ort ‚männlicher‘ Bildung, konkretisiert im Verbindungsleben, auch mit der zunehmenden Konkurrenz von Studierenden aus dem alten und neuen Mittelstand in Zusammenhang standen, d.h. auch einen spezifischen Bezug zur grundsätzlichen sozialen Offenheit des deutschen Bildungssystems besaßen, ist eine weitere wichtige Komponente zur Erklärung der wachsenden Bedeutung der Korporationen für die bürgerlichen und adeligen Studenten. Im Rahmen des deutschen Berechtigungswesens, d.h. der Verbindung von Bildungsabschlüssen mit Zugängen zu Berufslaufbahnen im Staatsdienst und den freien akademischen Berufen, konnten die Netzwerke der Verbindungen den Mitgliedern zudem weitere Vorteile verschaffen.

Die Jugendbewegung spielte vor dem Ersten Weltkrieg an den Universitäten nur eine untergeordnete Rolle, sie war zu diesem Zeitpunkt noch überwiegend eine Schülerbewegung. Die Freistudentische Bewegung, die sich als Interessenvertretung der nichtkorporierten Studenten

Das Streben nach Männlichkeit als Verbindungszweck fand Eingang in einen Großteil der Verbindungsstatuten und -reden in der Epoche des beginnenden Frauenstudiums. Man hielt dort etwa fest, dass der Bund „auf männliche Kraft“ gegründet sei, pries die „Erziehung zur wahren Mannhaftigkeit“ und rief die Mitglieder auf, sich eines „festen männlichen Betragens“ zu befleißigen.⁸ Die ‚Männlichkeit‘ einer Verbindung ergab sich in der Sicht ihrer Mitglieder nicht schon aus der Tatsache, dass keine Frauen aufgenommen wurden, sondern galt als eine zu erwerbende Qualität, als Charakterzug, auf den hin das Verbindungsleben auszurichten sei. Dass dieses Ziel einen prominenten Platz in der Programmatik der Korporationen fand, war eine Neuerung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts. Die studentischen Verbindungen des frühen 19. Jahrhunderts, die von Wolfgang Hardtwig untersucht worden sind, hatten sich bürgerliche Tugenden, Bildungserwerb und Pflichterfüllung, also die „Selbstvervollkommnung in intellektueller und moralischer Hinsicht“, in ihre Statuten geschrieben.⁹ Auch wenn man mit Hardtwig annehmen kann, dass zwischen diesen ‚statuarischen Absichtserklärungen‘ und der tatsächlichen Lebensführung eine gewisse Diskrepanz herrschte, ist der programmatische Unterschied zu den Verbindungen des Kaiserreiches aufschlussreich. Bei einigen Vereinigungen lässt sich sogar nachvollziehen, zu welchem Zeitpunkt sie „Männlichkeit“ als Leitziel neu aufnahmen, wie es etwa die katholische Tübinger Verbindung Alamannia im Jahr 1910 tat, um sich dem Zeitgeist anzupassen.¹⁰

Männlichkeit als Leitbild prägte jedoch nicht nur die Statuten der wilhelminischen Verbindungen, sondern auch das Alltagsleben ihrer Mitglieder. Etwa zeitgleich mit der Anzahl der Verbindungen nahm in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg auch die Intensität des Verbindungslebens zu. Dies fiel bereits den Zeitgenossen auf: In den 1870er und 1880er Jahren, teilweise auch noch bis zur Jahrhundertwende, waren die Korporationen, so urteilte ein alter Corpsstudent 1921 im Rückblick, „nicht entfernt so feste straffe Organisationen mit eiserner Disziplin und pünktlich geregelter Betrieb, wie sie es

verstand, gewann seit der Jahrhundertwende zunehmend an Bedeutung. Sie stellte in dem Jahrzehnt vor Kriegsausbruch den wichtigsten Gegenspieler der Korporationen dar, übte Kritik am Korporationswesen und versuchte, deren Dominanz im Studentenleben zu überwinden – wenn auch nur mit begrenzten Erfolgen. Vgl. dazu Wipf 2005.

⁸ Zitate aus: Methner/Lustig 1911, S. 246; UAT 117/1144, Nr. 21, „Constitution der Suevia“, Tübingen 1910, § 7.

⁹ Hardtwig 1992, S. 22f.; vgl. auch Hardtwig 1985.

¹⁰ UAT 117/1142, Nr. 3, Satzungen und Geschäfts-Ordnung der AK. Verbindung Alamannia, Tübingen 1910.

im Lauf der Zeit geworden sind“.¹¹ Dieser Eindruck bestätigt sich bei der Lektüre von Verbindungsgeschichten: Zahlreiche Organisationen, die in den 1860er oder 1870er Jahren als lockere Vereine mit schwachem inneren Zusammenhang entstanden waren, wandelten sich zwischen den 1870er Jahren und der Jahrhundertwende in straff organisierte Verbindungen mit einer ausgeprägten inneren Hierarchie, klarer Abgrenzung nach außen (etwa durch das Tragen von Mützen und Bändern), einem intensiven Pflichtprogramm für alle Mitglieder und nicht zuletzt einem eigenen Verbindungshaus. Das Bedürfnis nach Abgrenzung der Verbindungsgemeinschaft gegen die nichtkorporierte Studentenschaft, nach Sichtbarkeit der eigenen Gemeinschaft nahm in der Spätphase des Kaiserreichs offensichtlich zu.¹² ‚Sichtbar‘ machte man dabei zum einen den Charakter der Korporation als Vertreterin einer wohlhabenden Oberschicht. Die Verbindungen verwandten viel Geld und Mühe darauf, in der Gesellschaft der jeweiligen Universitätsstadt Ansehen zu erlangen und zu wahren, ein Bestreben, das in den Semesterberichten als Pflicht zur ‚Repräsentation‘ allgegenwärtig ist. Dazu gehörte ein streng formelles Auftreten, ‚standesgemäße‘ und sorgfältige Kleidung, das Speisen in den ‚richtigen‘ Lokalen, die Organisation großer und oft verschwenderischer Feste und der Bau eines herrschaftlichen Verbindungshauses. Am intensivsten betrieben wurde diese Selbstdarstellung als vermögende Elite von den Corps. Am anderen Rand des Verbindungswesens standen die nichtfarbentragenden Verbindungen, die häufig weniger exklusiv waren; aber auch sie blieben vom Trend zur ‚Repräsentation‘ nicht unberührt.

Wichtiger noch als solche Formen der „conspicuous consumption“ (Veblen), der auf die Darstellung von Status zielenden Aktivitäten und Konsumformen, waren in den Korporationen jedoch jene Rituale, welche die Gemeinschaft in der Öffentlichkeit als dezidiert männlich darstellen sollten. Hierzu zählten Trinkrituale, Fechtkurse und in vielen Verbindungen zudem die Pflicht zur ‚unbedingten Satisfaktion‘, d.h. des Duellierens bei Beleidigung,¹³ sowie zur ‚Mensur‘, dem ritualisierten studentischen Duell. Zwar hatten Verbindungen als klassische ‚Männerbünde‘ schon immer in ihrer

¹¹ Deutsche Corpszeitung Nr. 7, 1921, S. 208.

¹² Ein gutes Beispiel für diese Entwicklung bietet u.a. die Freiburger Alemannia, vgl. Wirth 1935, S. 69f. Ausführlicher hierzu am Beispiel Tübingens Levsen 2006, S. 61.

¹³ Die ‚unbedingte Satisfaktion‘ bezeichnete die Pflicht, bei bestimmten Beleidigungen eine Forderung auszusprechen bzw. eine ausgesprochene Forderung anzunehmen. Die ‚bedingte Satisfaktion‘ hingegen schränkte dies auf bestimmte, schwerwiegendere Beleidigungen ein, zu entscheiden hatte in der Regel der Verbindungskonvent. Eine klare Trennlinie zwischen beiden Prinzipien gab es jedoch nicht.

Geschichte männlichkeitsstiftende Rituale in ihr Verhaltensspektrum aufgenommen, die Intensität aber, mit der diese in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkrieg das Verbindungsleben prägten, deutet ebenso wie der Inhalt des verbindungsstudentischen Männlichkeitsbildes auf tiefe Identitätsängste hin, die durch die ins Wanken geratende Geschlechterordnung ausgelöst wurden.

Das am stärksten hervortretende Anzeichen einer intensivierten virilen Studentenkultur Ende des 19. Jahrhunderts war der Fechtkultur. Nicht nur die Anzahl der schlagenden Verbindungen nahm im Kaiserreich stetig zu, auch die Zahl der Mensuren, die ein Student während seiner Aktivität focht, erreichte nach der Jahrhundertwende einen Höhepunkt.¹⁴ Vor allem von der älteren Generation wurde dies kritisch beobachtet: Immer wieder warnten in Verbandsorganen ‚Alte Herren‘ der Verbindungen vor der „übertriebenen Waffenpaukerelei“.¹⁵ Mit kritischem Unterton beobachtete ein Burschenschaftler 1905, „daß in vielen Korporationen die Fechterei so sehr im Vordergrund steht, daß sie fast alle anderen Interessen absorbiert“.¹⁶ Die Einführung von Mensurpflicht und unbedingter Satisfaktion erfolgte nicht selten gegen den Widerstand der ‚Altherrenschaft‘ und nach längeren Debatten zwischen den Vertretern der jungen und der älteren Generation – ein Hinweis darauf, dass diese Änderungen als bedeutsame Abkehr von früheren Prinzipien des Korporationslebens verstanden wurden.¹⁷

Auch das ritualisierte Duell nahm um die Jahrhundertwende im Wertekanon der Studenten einen immer wichtigeren Stellenwert ein. Fechtleistungen waren in vielen Verbindungen essenziell für das Ansehen eines Mitglieds, und die zeitaufwändigen Fechtkurse prägten das Alltagsleben. Selbst Korporationen, die Mensur und Duell ablehnten, konnten sich dieser Entwicklung häufig nicht ganz verschließen und übernahmen bewusst oder unbewusst einzelne Aspekte des mit dem Fechten verbundenen Charakterideals.¹⁸ Auch nichtkorporierte Studenten beteiligten sich schließlich an Fechtkursen und fochten Duelle, wenn auch seltener als ihre korporierten Kommilitonen. In der Studentenschaft konkurrierten demnach durchaus verschiedene Auffassungen von Männlichkeit; das von den schlagenden Verbindungen propagierte Leitbild wurde jedoch zwischen den 1870er Jahren und dem Ersten Weltkrieg immer dominanter.

¹⁴ Vgl. dazu Biastoch 1980 sowie Levsen 2006, S. 100-104.

¹⁵ Akademische Turnzeitung, 1. August 1910, S. 200.

¹⁶ Burschenschaftliche Blätter, WS 1905/06, S. 276.

¹⁷ Vgl. beispielhaft für einen solchen Generationenkonflikt Münzenmaier 1924, S. 72.

¹⁸ Dies gilt etwa für die katholischen Korporationen, die Mensur und Duell prinzipiell ablehnten, deren Mitglieder aber z.B. Fechtkurse besuchten.

Die Hypertrophierung des Fechtkults um die Jahrhundertwende war Ausdruck einer Militarisierung des studentischen Männlichkeitsideals.¹⁹ Die Messuren wurden von ihren Verfechtern als Mutprobe interpretiert, bei der die Kombattanten lernen sollten, Schmerz zu ertragen, Disziplin zu üben und sich der Gemeinschaft unterzuordnen – Fähigkeiten, die von den Studenten nicht zuletzt mit einem zukünftigen Kriegseinsatz verbunden wurden. Gleichzeitig deutete man den Zweikampf als Symbol studentischer Opferbereitschaft für das Vaterland und damit als Ausweis idealer nationaler Gesinnung. In Studentenliedern war die Parallele zwischen ritualisiertem Fechtkampf und Krieg ein Topos; auch Festreden und schließlich die Berichte über die Abreise zur Front im August 1914 rekurrten häufig auf das Bild eines auf dem Fechtboden für den Krieg vorbereiteten Studenten. Man beschwor, nun jenes „Gelübde der Opferbereitschaft“ einzulösen, das man symbolisch in der Mensur und poetisch in den Studentenliedern stets zum Ausdruck gebracht hätte.²⁰

Nicht nur im Fechtkult zeigte sich, dass soldatischer Habitus und militärischer Wertekanon als Leitbilder studentischen Verhaltens an Attraktivität gewannen. Disziplin als Ziel einer studentischen Erziehung etwa wurde immer stärker betont und im Verbindungsleben durchgesetzt: Neben den oft minuziösen Regeln des Alltagslebens verlangten auch die wichtigsten verbindungsstudentischen Rituale, das ‚Kneipen‘ und das Fechten, Disziplin und Unterordnung. ‚Kneipen‘ – detailliert reglementierte Trinkgelage – gehörten zu den regelmäßigen Gemeinschaftsveranstaltungen. Sie spiegelten die starren Hierarchien innerhalb der Gemeinschaft. Beim Alkoholkonsum bis an und über die eigenen Grenzen hinaus wurden vom Einzelnen Selbstkontrolle und Gehorsam erwartet.²¹ Um 1900 diagnostizierten Beobachter zudem, dass sich in einigen Verbindungen ein „militärischer Ton“ sowie militärische Formen des Grüßens durchsetzten.²² So wurde etwa im Freiburger Corps Rhenania von den jüngeren Verbindungsmitgliedern erwartet, dass sie „wie aus der Kanone geschossen aufstanden, wenn die Herren C.B. [Corpsbrüder, S. L.] in das Eßzimmer traten“.²³ Sicher bestimmte das Leitbild des Soldaten

¹⁹ Vgl. zur Militarisierung des Männlichkeitsideals im Kaiserreich allgemein Frevert 1997.

²⁰ Palatia sei's Panier 1928, S. 116; vgl. dazu Levsen 2004.

²¹ Vgl. dazu Blattmann 1996. Ihre Beobachtungen treffen auf deutsche Verbindungen gleichermaßen zu.

²² Camerer 1906, S. 212; vgl. Festschrift zum 60jährigen Bestehen der Landsmannschaft Ghibellinia in Tübingen 1905, S. 16.

²³ Erinnerungsblätter aus der Aktivität. Festgabe zum 110. Stiftungsfeste des Corps Rhenania zu Freiburg i.B. 1922, S. 139.

manche Verbindungen stärker, andere schwächer – die katholischen Verbindungen etwa standen diesem Habitus deutlich ferner als die Burschenschaften.²⁴ „Schneidigkeit“ und „stramme“ Erscheinung wurden jedoch im Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg in allen Verbindungen eindringlicher betont als zuvor.²⁵ Immer ähnlicher schien der Student dem Soldaten zu werden, immer öfter wurde das ‚Studentsein‘ mit einer soldatischen Pflicht konnotiert.

Die Militarisierung des studentischen Habitus um die Jahrhundertwende hatte verschiedene Gründe oder, versteht man sie als zumindest partiell intentionale Strategie, verschiedene Ziele. In der Gesellschaft des Kaiserreiches versprach die Selbstdarstellung als wehrhafte, kriegs- und opferbereite Gemeinschaft Ansehen und Status; sie lässt sich damit als Aspekt des korporativen Strebens nach Anerkennung als nationale Elite verstehen. Gleichzeitig half der soldatische Habitus, sich männlicher Identität zu vergewissern: Der Zweikampf ebenso wie das gemeinsame Singen von Kriegs- und Soldatenliedern boten den Studenten die Möglichkeit, sich in der mimetischen Auf-führung mit anerkannten Modellen männlichen Verhaltens zu identifizieren.²⁶ Mensur, Kneipgesang und Alkoholkonsum waren Rituale der Verschmelzung mit der Männergemeinschaft. Und schließlich eignete sich das Bild des Studenten als abrubereitem Soldaten dazu, die Maskulinität der Universität herauszustreichen. Indem man militärische Bereitschaft als essenziellen Bestandteil des Studentseins deklarierte, sprach man gleichzeitig Frauen implizit den Anspruch auf einen Zugang zum Studium ab. Je stärker das Bild des Studenten in der Öffentlichkeit mit militärisch-soldatischen Eigenschaften verbunden wurde, umso schwerer musste es Studentinnen fallen, ihren Platz in der solcherart männlich definierten universitären Kultur zu behaupten.

3 Abschied vom Bildungsbürgertum?

Während männlichkeitsstiftenden, quasi-soldatischen Ritualen im Verbindungsleben ein immer höherer Stellenwert zugemessen wurde, trat die Bedeutung von Bildung sowohl in ihrer Bedeutung als Persönlichkeitsentwicklung durch wissenschaftliche Arbeit als auch im weiteren Sinne des Erwerbs

²⁴ Vgl. dazu Dowe 2006, S. 96-98.

²⁵ Dazu etwa *Academia* Nr. 4, August 1900, S. 116. Der Begriff der Schneidigkeit war konnotiert mit militärischer Haltung, aber auch dem Glanz des Offizierlebens. Der Topos eines „strammen“ Auftretens, einer „strammen“ Erscheinung ist zwischen 1900 und 1914 in den studentischen Quellen allgegenwärtig.

²⁶ Zur identitätsstiftenden Funktion mimetischer Handlungen vgl. Gebauer/Wulf 1998.

von Kulturwissen im korporativen Selbstverständnis und in der Selbstdarstellung der Verbindungen nach außen in den Hintergrund. Dieser Prozess spiegelt sich unter anderem in der zeitgenössischen Verwendung der Begriffe „Student“ und „akademische Freiheit“. Die Korporationen des Kaiserreiches inszenierten und mystifizierten das ‚Studentsein‘ und knüpften damit an die soziale Hochschätzung an, die der ‚Stand der Gebildeten‘ in Deutschland besaß. In der korporativen Verwendung wurde der Begriff dabei jedoch weitgehend seiner ursprünglichen Bedeutung des ‚studere‘ entleert: Als ‚studentisch‘ galten Bierrituale und Mensurpraktiken, spezifische Freizeitgestaltungen wie insbesondere Ausritte und Wanderungen, daneben ein ‚ehrenhaftes‘ Verhalten einschließlich der Bereitschaft zum Duell. Statuten deklarierten die ‚Wahrung der alten studentischen Sitten‘ als Aufgabe der Verbindung, die Trinkregeln wurden als ‚studentische Trinksitten‘ bezeichnet, man wollte ‚stramm in allen studentischen Dingen‘ sein.²⁷ Der Begriff „Student“ stand damit nicht in erster Linie für eine lernende und sich wissenschaftlich bildende Person, sondern im Sprachgebrauch der Korporationen für einen Korporationsangehörigen, der die Rituale und Traditionen des Verbindungswesens internalisiert hatte. So schrieb etwa das Verbindungsmitglied Ernst Schieber 1910 an seine Mutter, er lege seinem Brief ein Bild bei,

„auf dem ich mich in der besten Zeit meiner Hochschuljahre auf einem der Höhepunkte des studentischen Lebens, beim Ausritt nach Metzgingen, präsentiere. – derartige frohe u. ungebundene Jahre sind nun allerdings ihrem Ende ziemlich näher gerückt und wir verlassen allmählich den Platz, wo der ‚Student‘ dem ‚Studierenden‘ die Wage gehalten hat und neigen uns ganz brenzlich auf die Seite des ‚Studierenden‘.“²⁸

Die in diesem Brief vorgenommene Differenzierung zwischen dem „Studenten“ als dem jungen, reitenden Mann, der seine ungebundenen Jahre genießt, und dem „Studierenden“ als dem lernenden Examenskandidaten war im korporativen Sprachgebrauch um die Jahrhundertwende gängig.²⁹ Die sprachliche Scheidung der Begriffe impliziert eine Aufwertung der nicht-akademischen Aspekte des Studiums gegenüber seinen akademischen Inhalten – eine Hierarchisierung, die sich als Argument gegen das Frauenstudium nut-

²⁷ UAT 117/1142, Nr. 19, darin: Constitution des Corps Franconia zu Tübingen, Tübingen 1911, S. 3; Münzenmaier 1924, S. 129; Ulmia 1906, Nr. 9, S. 89.

²⁸ UAT 183//77 Nachlass Ernst Schieber, Brief vom 22.10.1910 an seine Eltern.

²⁹ Weitere Beispiele: AKR, Gazette du Roi, 1908-10, hier: 28. Oktober 1908; Jahresbericht der Studentenverbindung Nicaria zu Tübingen 1906-07, S. 18; Mitteilungen aus der Ghibellinia, Januar/Februar 1912, S. 7. Innerhalb des Verbindungswesens scheinen sich die katholischen Verbindungen diesem Sprachgebrauch am wenigsten angepasst zu haben, vgl. beispielhaft Academia, 15. September 1907, S. 148.

zen ließ und auch von Professoren zu diesem Zweck gerne aufgegriffen wurde. So führte der Rostocker Philologe Felix Lindner 1896 gegen die Pläne einer Zulassung von Studentinnen an, Frauen könnten, unabhängig von ihren akademischen Leistungen, gar nicht in derselben Weise wie Männer vom Studium profitieren, denn das Examen sei schließlich nicht „das einzige Ziel der Studien“. Vielmehr gelte es in der Studienzeit wichtige Erfahrungen zu erwerben, die dieser Lebensphase erst den eigentlichen Inhalt gäben:

„Kommt der Jüngling auf die Universität, dann macht er gewissermaßen das Mittelalter in sich durch. Die Masuren vertreten die Stelle der Turniere, der Minnedienst fehlt nicht, und beim fröhlichen Gelage sucht er den braven Zechern, unserm Altvordem nachzuahmen, seltener glücklicherweise dem [sic] Klosterbruder, der in einsamer Zelle sein zermartertes Gehirn zu scholastischer Gelehrsamkeit schult. Das ist ein Theil der Universitätserziehung, der wahrlich nicht unterschätzt werden darf.“³⁰

Männliche Gemeinschaft, verkörpert im Trink- und Fechtkult, erscheint in Lindners Deutung als Ort der Erziehung und Charakterbildung, intellektuelle Einsamkeit dagegen als Negativfolie. Die Abwertung des Examens als Studienziel geht in dieser Argumentation nicht einher mit einer Aufwertung anderer Bildungsaktivitäten, sondern mit einer Idealisierung der Rituale der Virilität.

In ähnlicher Weise erfuhr der Begriff der „akademischen Freiheit“ eine Umdeutung. Ursprünglich die Freiheit von Forschung und Lehre bezeichnend, konnotiert auch mit der Freiheit der Studenten, ihr Studium weitgehend nach eigener Entscheidung zu gestalten, war „akademische Freiheit“ im studentischen Sprachgebrauch der Jahrhundertwende zu einem stark aufgeladenen und aus dem korporativen Selbstverständnis nicht wegzudenkenden Begriff geworden. Der Begriff wurde widersprüchlich und sehr weit gefasst: als Lernfreiheit, als Freiheit vor obrigkeitlicher Kontrolle, auch als geistige Freiheit der Jugend, die sich noch nicht auf bestimmte Überzeugungen festlegen dürfe und damit als Kampfbegriff gegen parteipolitisches Engagement und gegen katholische Verbindungen.³¹ Als Kern akademischer Freiheit erschien in der verbindungsstudentischen Definition weniger das „selbstbestimmte Erkenntnisstreben“³² als vielmehr die weitgehende Abwesenheit von Pflicht und Zwang. Diese Freiheit bot Raum für das selbstbestimmte Leben in der Männergemeinschaft mit dem Ziel der ‚Charakterbildung‘ – letzterer Begriff ersetzte gerade um die Jahrhundertwende häufig den Begriff der ‚Bildung‘

³⁰ Lindner 1897, S. 8f.

³¹ Zum Ideal der akademischen Freiheit im ursprünglichen Sinne und seiner Entwicklung vgl. Paulin 1990; daneben Jarausach 1982, S. 240ff.

³² Brandt 2001, S. 132.

und spiegelte ebenfalls die Abwendung von akademischen Inhalten und vom Konzept einer Persönlichkeitsentwicklung durch die Wissenschaft. Mit dem Ziel der Charakterbildung verband sich ein starkes Jugend- und Naturhaftigkeitsideal, das Jugend als gewissermaßen außergesellschaftlichen, besonders natürlichen und idealen Zustand beschrieb. Dies beeinflusste auch die Deutung der ‚akademischen Freiheit‘, die nun häufig gleichgesetzt wurde mit dem Ideal der ‚Burschenfreiheit‘. Darunter subsumierte man Fechten, Trinken, Reiten und Feiern und bekannte sich zum Leitbild des Studenten, dem „ein Ritt durch den Schönbuch mit daran anschließendem Saurausch als erstrebenswerteres Ziel erscheint denn die Arbeit aufs Stiftsexamen“. ³³ Bücherfleiß und Wissbegier gehörten in vielen Fällen nicht zum Selbstbild der Verbindungen und wurden häufig als ‚Strebertum‘ verunglimpft. ³⁴

In Teilen lässt sich dieser zur Schau gestellte Antiintellektualismus auf die Erfahrungen der Gymnasialzeit zurückführen, deren in den Verlautbarungen der Studenten überwiegend autoritäres, auf Drill ausgerichtete Unterrichtssystem eine solche Gegenreaktion provozierte bzw. rechtfertigte. ³⁵ Auffällig ist jedoch, dass Definitionen von ‚Bildung‘ und ‚Charakterbildung‘ in den Verbindungen konsequent mit Geschlechterstereotypen verbunden wurden: als ‚Strebertum‘ abgewerteter Fleiß sowie hohes Interesse an akademischen Inhalten galten als unmännlich. Auch allgemeinere Bildungsaktivitäten – Theaterbesuche, Vorträge, Diskussionsabende – standen in den Verbindungen meist hinter jenen Praktiken zurück, die dem Erwerb von Männlichkeit dienten. Vortragsabende etwa, deren Einführung von Reformern innerhalb des Verbindungswesens immer wieder gefordert wurde, setzten sich eher selten durch, denn, so urteilte ein Alter Herr mit Rückblick auf die Zeit vor 1914: „Man hätte das wohl für unmännlich gehalten. Männlich war nur der Bierabend.“ ³⁶ Außenstehenden Beobachtern erschien eine weitgehende Abstinenz von Bildungsveranstaltungen geradezu ein Charakteristikum des Korporationswesens. So beobachtete etwa eine Beiträgerin zur Zeitschrift *Die*

³³ Gazette du Roi, 28. Oktober 1908. Das „Stiftsexamen“ bezieht sich auf das Examen im Tübinger Evangelischen Stift.

³⁴ Arbeitsame Studenten neigten daher eher dazu, ihren Fleiß zu verbergen, vgl. u.a. die Einschätzung bei Kretschmer 1963, S. 52: „Es gab einzelne wahre Virtuosen in der Kunst, ihre im Hintergrund laufende Arbeitsmaschine zu tarnen, nach außen den harmlosen Naturburschen oder den flott bechernden jugendlichen Nachtschwärmer zu spielen.“

³⁵ Vgl. etwa Brandt 2001, S. 91. Eine stark negative Erinnerung an die eigene Schulzeit als geprägt von Drill und stumpfer Paukerei war unter Studenten weit verbreitet. Vgl. zur kritischen Gewichtung Müller 1994.

³⁶ Cordes 1930, S. 14.

Studentin 1914: „Daß die Korporationen alten Stils tatsächlich eine Allgemeinbildung ihrer Mitglieder anstreben, tritt nirgends in Erscheinung.“³⁷

Dass auch innerhalb der Korporationen manche Studenten Bildung einen hohen Stellenwert zumaßen und zudem eine Mehrzahl in den letzten Semestern vor Studienabschluss in eine intensive Lernphase eintrat, sollte nicht als Widerspruch zur oben konstatierten Entwicklung betrachtet werden: Bildung verlor gegenüber dem Ziel der ‚Männlichkeit‘ an Bedeutung vor allem in der Selbstdarstellung der Verbindungen nach außen und in ihrem offiziellen Gemeinschaftsprogramm. Das Verhalten einzelner Mitglieder konnte diesem offiziellen Bild durchaus widersprechen, und die problematischen Aspekte des antiintellektuellen Habitus – das Verbummeln des Studiums – waren nicht wenigen Verbindungsmitgliedern durchaus bewusst, war das Universitätsexamen doch die unumgängliche Eintrittskarte für die höheren Beamtenpositionen und die freien akademischen Berufe sowie zunehmend auch für höhere Positionen in Handel und Industrie. Für die Selbstdarstellung aber galt gerade nicht, wie Marina Tichy annimmt, dass „akademisches Wissen quasi zum tertiären maskulinen Geschlechtsmerkmal“ wurde.³⁸ Vielmehr stand in der Bestimmung dessen, was das Studium und den Studenten ausmache, das akademische Wissen hinter der studentischen Subkultur zunehmend zurück. Innerhalb der Studentenschaft galt dies insbesondere für den ‚mainstream‘ des Verbindungswesens. In den katholischen Korporationen lässt sich ein breiteres Spektrum von Positionen nachweisen, die vom Bekenntnis mancher Verbindungen zum Ideal des fleißig lernenden und sich selbstständig wissenschaftlich bildenden jungen Mannes bis hin zu ausgeprägtem Antiintellektualismus reichen. Für die nichtkorporierte Studentenschaft schließlich weist etwa die Beteiligung an Fechtkursen und Duellen auf eine Übernahme mancher Aspekte des korporativen Männlichkeitsideals hin; im Alltagsleben nichtkorporierter Studenten spielten diese Aktivitäten jedoch eine wesentlich geringere Rolle als in jenem ihrer korporierten Kommilitonen. Freistudentische Gruppen engagierten sich deutlich stärker als die Verbindungen in Bildungsaktivitäten wie etwa der Organisation von Vortragsabenden oder Theateraufführungen. Sie können als Vorreiter einer Bildungsbewegung betrachtet werden, die in den 1920er Jahren schließlich auch in Verbindungskreisen Früchte tragen sollte – dann allerdings mit dezidiert völkischer Ausrichtung.

³⁷ Edith Oske: „Schlußwort zum Thema: Korporativ oder interkorporativ?“ In: *Die Studentin*, 1. April 1914, S. 19.

³⁸ Tichy 1990, S. 44.

Die freistudentische Kritik³⁹ am korporativen Männlichkeitsideal, an der Kultur des Fechtens und Trinkens, hatte es vor allem in den kleineren Universitätsstädten vor 1914 schwer, gehört zu werden. Bei offiziellen Feiern der Universität etwa – die der Selbstdarstellung der akademischen Welt nach außen dienten – wurden nichtkorporierte Studenten meist marginalisiert bzw. blieben im Verborgenen. Die Korporationen stellten die Redner und bestimmten den Festablauf mit, sie präsentierten sich im sogenannten ‚Wichs‘, der Verbindungsuniform, in Festumzügen der Stadtbevölkerung als *die* Studentenschaft. Bismarckfeiern und Kaisergeburtstage – zwei vor allem im letzten Jahrzehnt vor 1914 wichtige Daten im akademischen Jahr – wurden zudem häufig mit ‚Kommersen‘, d.h. organisierten und ritualisierten Trinkgelagen, begangen. In all diesen Inszenierungen erschien der Verbindungsstudent als *der* Student schlechthin, Säbel, Uniform und Bierglas als die Insignien seiner Männlichkeit. Studentinnen empfanden diese Form der Festgestaltung als intensiv maskulin; eine Beteiligung kam für sie nur als Zuschauerinnen auf der Galerie in Frage.⁴⁰ Auch außerhalb von Feiern wurden die Korporationen von den Universitätsverwaltungen meist als die legitimen Vertreter der Studentenschaft behandelt. Als etwa 1907 die Tübinger Ortsgruppe des deutschen Bundes abstinenter Studenten in einem Aushang die Korporationen dazu aufrief, „die sinnlosen, häßlichen und verderblichen Trinksitten zu mildern und allmählich zu beseitigen“, musste sie nach Protesten der Verbindungen auf Anordnung des Rektorates den Aufruf vom schwarzen Brett entfernen.⁴¹ Öffentliche Kritik an bierseligen Männlichkeitsritualen war hier offensichtlich nicht erwünscht.

4 Männliche Elite, Bildungselite? – ‚Oxbridge‘ und die Politik der Männlichkeit im späten 19. Jahrhundert

Die beschriebene Praxis der Korporationen, den Lebensraum Universität zu maskulinisieren, war keine deutsche Besonderheit, sondern ihr standen ähnliche Phänomene in anderen Ländern gegenüber. Gut untersucht ist dies außer für Deutschland bisher nur für Großbritannien.⁴² Eine den deutschen Verbin-

³⁹ Zur heterogenen sozialen Zusammensetzung der Freistudentenschaft, in der aber z.B. Studenten aus dem Besitzbürgertum deutlich unterrepräsentiert waren, vgl. Wipf 2005, S. 218ff.

⁴⁰ Vgl. dazu u.a. Die Studentin, 10. April 1913, „Tübinger Bericht“; Die Studentin, 1. November 1913, „Korporativ oder interkorporativ?“.

⁴¹ Vgl. Tübinger Chronik, 17. Juli 1911.

⁴² Neben Cambridge (vgl. Levsen 2006) ist vor allem Oxford verhältnismäßig gut untersucht, vgl. Deslandes 2005; Weber 2003. Daneben für die neueren Universitäten Dyhouse 1995.

dungen zumindest in manchen Aspekten vergleichbare Politik der Maskulinität betrieben insbesondere die Studenten der *ancient universities* Oxford und Cambridge. Parallel zur Blüte des Fechtkultes an deutschen Universitäten erreichte in ‚Oxbridge‘ der Kult des *athleticism*, des Gemeinschaftssports, um die Wende zum 20. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Obschon Sport seit etwa den 1830er Jahren eine gewisse Rolle im Studentenleben der alten englischen Universitäten gespielt hatte, wuchs erst seit den 1870er Jahren seine Bedeutung und die Zahl seiner Anhänger derart an, dass von einem Sportkult gesprochen werden kann.⁴³ Zwar gab es an den Universitäten immer wieder Stimmen, die das weitverbreitete Bild „that *the* undergraduate only cares for athletics“ in Frage stellten.⁴⁴ Die Tendenz aber sowohl zum oft exzessiven Sporttreiben als auch zur ideologischen Überhöhung des Sportes war eindeutig. So urteilte 1908 im *Cambridge Review* ein ehemaliger Student:

„However men may disagree about everything in general, I think here is one subject upon which the majority of undergraduates will agree *not* to differ, and that is the value of athletics as a factor in the formation of British character“.⁴⁵

Dass die Colleges „strong, healthy, muscular young men“ hervorbrachten, sahen auch Ausländer oft als Charakteristikum dieser englischen Institutionen, deren Studentenleben sich weitgehend um die „manly exercises“ von Cricket bis Rugby drehte.⁴⁶ Sportliche Fähigkeiten wurden in der Gemeinschaft besonders der kleineren Colleges höher bewertet als geistige. So pries die Studentenzeitschrift des Cambridger Peterhouse College *The Sex* die Qualitäten des Colleges mit den Worten:

„Here we may be a family. Here a man, making up in keenness what he lacks in skill, may carry the colours of his college to victory, on many a well fought field, in many a hard won race; or, if his body fail him, he may in the schools win laurels for the old House.“⁴⁷

Intellektuelle Leistungen galten dem Autor als zweite Wahl für den Fall, dass der Student die Ansprüche der Gemeinschaft an seinen Körper nicht erfüllte. 1905 betonte dieselbe Zeitschrift erneut: „To you, who have not inherited athletic bodies, we say that you can possess athletic souls.“⁴⁸ Etwas vorsichtiger formulierte es der offizielle Chronist des Oxforder Oriel College im Jahr

⁴³ Vgl. zur Rolle des Sportes in Oxbridge um die Jahrhundertwende u.a. Mangan 1984; Levsen 2006, Kapitel 2; eine andere Einschätzung vertreten Curthoys/Jones 1995.

⁴⁴ *The Cambridge Review*, 29. April 1914, S. 381.

⁴⁵ Ebd., 19. November 1908, S. 103.

⁴⁶ Sathianadhan 1897, S. 40; Schroeder/Schroeder 1932, S. 9.

⁴⁷ *The Sex*, Michaelmas 1903, S. 1; daneben Birley 1995, S. 55.

⁴⁸ *The Sex*, Lent 1905, S. 1.

1900: „For better or worse, eminence in muscle has come to stand at English universities on something very like an equality with eminence in intellect.”⁴⁹

Die Entwicklung des *cult of athleticism* zeigt einige interessante Parallelen zum skizzierten Fechtkult – trotz der oberflächlichen, vor allem ästhetischen Gegensätzlichkeit der Phänomene. Gemeinsamkeiten offenbaren vor allem Rolle und Inhalt der Männlichkeitsvorstellungen, die mit beiden Praktiken verbunden wurden. Sportliche Leistung nahm an den alten Universitäten des edwardianischen Englands einen ähnlichen Stellenwert in der Definition sowohl von Männlichkeit als auch des ‚Studentseins‘ ein wie die Fechtleistung in den Verbindungen.⁵⁰ Und auch inhaltlich ähnelte das Konzept der *manliness*, das britische Studenten mit dem Sport verbanden, dem verbindungsstudentischen Männlichkeitsideal in vielen Aspekten. Mut zu zeigen und Schmerz zu ertragen waren auch hier Verhaltensideale; die Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft, Selbstdisziplin und Härte gehörten ebenfalls zum Kern des Leitbildes. Da auch die *team games*, ähnlich wie die Mensur, vielfach als Vorbereitung der Studenten auf einen potenziellen Krieg gedeutet wurden, lässt sich demnach auch für die alten englischen Universitäten eine gewisse Militarisierung des Studentenlebens konstatieren, mit analogen Konsequenzen für die Integrationsbestrebungen der Studentinnen. In Oxford und Cambridge existierten seit den 1870er Jahren jeweils zwei Frauencolleges, die jedoch nicht zur Universität gehörten und deren Mitglieder dort bis 1920 (Oxford) bzw. 1947 (Cambridge) auch keine vollwertigen Abschlüsse erwerben konnten. Das von den männlichen Undergraduates in der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg entworfene Bild des Studenten als des muskulösen Sportlers, der mithilfe seines athletischen Körpers zum Symbol für die Stärke auch des britischen Empires werden konnte, erschwerte es den Frauen, ihre Ansprüche auf Gleichberechtigung innerhalb der Universitäten zu vertreten.

Die Bedeutung, die dem Sport als Symbol der Zugehörigkeit zur Universität beigemessen wurde, offenbart sich sowohl in der Haltung der Frauencolleges zum Studentinnensport als auch in der Reaktion der männlichen Umwelt auf diesen. Im Unterschied zum deutschen Fechten, das aufgrund seiner martialischen Symbolik nie von Studentinnen aufgegriffen wurde, schienen die *team games* durchaus die Möglichkeit zu bieten, die Zugehörigkeit der Studentinnen zur akademischen Lebenswelt zu demonstrieren. Schon in den 1870er Jahren entstanden auch in den Frauencolleges Sportmannschaften,

⁴⁹ Dannie 1900, S. 239.

⁵⁰ Mit weiteren Belegen dazu Levsen 2006, S. 115.

wenig später wurden Wettbewerbe zwischen den Frauencolleges Oxfords und Cambriges ausgetragen.⁵¹ Während sich die Leiterinnen der Colleges vor allem aufgrund einer erhofften gesundheitlichen Ertüchtigung für den Sport einsetzten, ist für seine Attraktivität unter den Studentinnen auch seine symbolisch emanzipative Bedeutung verantwortlich zu machen. Um die Bedenken der männlichen Universitätsmitglieder sowie der allgemeinen Öffentlichkeit gegenüber dem Studentinnensport zu zerstreuen, bemühten sich die Studentinnen allerdings zum einen um einen dezidiert ‚femininen‘ Sportstil und trieben zum anderen bis zum Ersten Weltkrieg überwiegend in geschlossenen Collegehöfen und abseits der Öffentlichkeit Sport.⁵² Somit blieb das Bild der exklusiven Männlichkeit des Oxbridger Sports nach außen hin lange unangefochten.

In ähnlicher Weise wie in den deutschen Studentenverbindungen ging in den Traditionsuniversitäten jenseits des Kanals die Verherrlichung des ‚männlichen Sportlers‘ einher mit einer gewissen Abwertung akademischer Leistungen. Studienfleiß und Ehrgeiz galten als unmännlich und ‚unstudentisch‘; ein ‚Oxford man‘ oder ‚Cambridge man‘ zeichnete sich – so das propagierte Bild – nicht in erster Linie durch Vorlesungsbesuch, sondern durch Charakter und ‚culture‘ aus. Obschon es auch hier hart arbeitende und fleißig lernende Studenten gab, war es nicht diese Gruppe, die das Bild Oxbridges nach außen prägte oder die als Idealbild des Collegestudenten erschien. Auch Vertreter der englischen Eliteuniversitäten betonten gerne, dass der Hauptinhalt eines Studiums keineswegs das Examen sei. Als Unterschied etwa zu den schottischen Universitäten stellte ein Cambridger Student in einer Debatte über das Oxbridger Collegesystem positiv heraus: „This was the system which laid accent upon character, while the other cared solely for book-learning.“⁵³ Er erhielt Schützenhilfe von einem Kommilitonen, der betonte, die College-Universitäten kämen nah an das Ideal einer Universität heran, „for character was the thing to aim at, and the meeting of man with man promoted by the college system was good for character.“⁵⁴ Eine 1899 publizierte Informationsbroschüre für Cambridger *freshmen* warnte davor, Cambridge in erster Linie als Ort des Lernens anzusehen. „You can get as much pure schoolboy learning at a third-rate grammar school, and anyone who has left school with a reasonable amount of knowledge should be able to obtain his degree without any real exertion“, hieß es dort. Der wirkliche Vorteil Cam-

⁵¹ Vgl. McCrone 1986, S. 191-215.

⁵² Vgl. ebd., S. 208.

⁵³ The Cambridge Review, 15. Februar 1900, S. 212.

⁵⁴ Ebd.

bridges liege im Sozialleben: „These three years are of use chiefly for the social advantages you are enabled during that time to confer upon yourself.“⁵⁵ Auch die für die Verbindungen beobachtete Tendenz, Studienfleiß und wissenschaftliches Interesse eher zu verstecken und als Strebertum zu verunglimpfen, fand in Oxbridge Parallelen. Während in Deutschland die Verbindungen sozial exklusive ‚Inseln‘ in einer sich rasant verändernden Universitätslandschaft darstellten, konnte Oxbridge dies insgesamt, als Institution, für sich in Anspruch nehmen: Oxbridge bot den Studenten ‚social advantages‘ und ‚Bildung‘ als elitäre Habitusformierung durch das Collegeleben an.

Ganz ähnlich wie die Verbindungen maßen viele Oxbrider Studenten und Dozenten der im *social life* der Universitäten erworbenen ‚Charakterbildung‘ daher einen höheren Rang zu als der in Vorlesungen vermittelten akademischen Bildung. Attraktiv war diese Werthierarchie somit aus verschiedenen Gründen: Sie bot eine Abgrenzung gegen die neueren englischen und schottischen Universitäten, sie eignete sich zur ostentativen Selbstdarstellung als *leisure class*, die ernsthaftes Arbeiten nicht nötig habe, und nicht zuletzt erlaubte sie, den Anspruch der Frauen auf Gleichberechtigung in den alten Universitäten zu hinterfragen.⁵⁶ Zwar legten die Studentinnen in Oxford und Cambridge in ihren Colleges gute Prüfungen ab und arbeiteten durchschnittlich mehr als ihre männlichen Kommilitonen,⁵⁷ vor dem Hintergrund der skizzierten Werthierarchie machte sie dies jedoch in den Augen ihrer Mitstudenten keineswegs zu vollwertigen akademischen Bürgern. Gute Prüfungsleistungen von Frauen wurden entweder ignoriert oder aber mit dem Negativstereotyp des übertriebenen Fleißes der Studentinnen erklärt.⁵⁸ Von einer Oxbrider Ausbildung würden Frauen nicht in vergleichbarem Maße wie Männer profitieren, lautete ein gängiges Argument, da ihnen das ‚social life‘ der Männercolleges, das als Essenz eines Oxbrider Studiums idealisiert wurde, fehle.⁵⁹

⁵⁵ Evans 1899, S. 10.

⁵⁶ Zur historischen Entwicklung der Idealisierung der *sociability* in Oxbridge und dem Wandel der Idee der ‚liberal education‘ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vgl. Rothblatt 1976.

⁵⁷ Vgl. GCA, Letters of Dorothy Howard, Brief an ihre Mutter vom 3. Dezember 1901; zu Prüfungsleistungen u.a. Leedham Green 1996, S. 178 sowie Howarth 2000, S. 281ff.

⁵⁸ Zum Negativstereotyp der übermäßig fleißigen Studentin vgl. u.a. McWilliams Tullberg 1998, S. 104; sowie Hay 1905, S. 33.

⁵⁹ Vgl. beispielhaft die Argumente der Union-Debatte des Jahres 1920 über die Gleichberechtigung der Frauen und die Eingliederung der Frauencolleges in die Universität, The Cambridge Review, 21. Mai 1920, S. 423, hier mit kritischem Kommentar des Berichterstatters.

Die Inhalte jenes idealisierten Soziallebens des Oxforder oder Cambridger Gentleman unterschieden sich – bei aller Gemeinsamkeit in der Idealisierung von Männlichkeit – dabei in zumindest zwei Punkten von jenem der Verbindungen. Erstens nahm ‚culture‘ – ein vager Sammelbegriff für eine Belesenheit in den Klassikern, den Besuch von Theater und Konzerten, die Teilnahme an Debattierklubs und anderen sozialen Unternehmungen – in der Wertehierarchie Oxbridger Undergraduates einen wesentlich wichtigeren Stellenwert ein als in jener der Verbindungen. In dieser Hinsicht erschienen sie einerseits ‚bildungsbürgerlicher‘ als ihre deutschen Kommilitonen, andererseits war ‚culture‘ generell Teil des Gentleman-Ideals der englischen Oberschicht, das weniger auf einer – in Deutschland theoretisch als sozial integrativ konzipierten – Bildung durch Wissenschaft als auf einer sozial verorteten Kultiviertheit der Person, von der die Collegesozialisation nur ein Teil war, beruhte. Zweitens ist ein gewisser Unterschied im Grad der Militarisierung des Männlichkeitsbildes festzuhalten: Zu einer Annäherung des studentischen Habitus an soldatische Gepflogenheiten kam es an den englischen Universitäten nicht – die ‚Schneidigkeit‘ des Offiziers, die in verbindungsstudentischen Quellen immer wieder als Ideal zitiert wird, konnte sich hier nicht als Leitbild der Männlichkeit durchsetzen.

Ob diese Unterschiede die Virilität der Oxbridger Studentenkultur abmilderten, ist eher fraglich. Zwar argumentierten manche Dozenten in diesem Sinne und führten an, dass gerade der Stellenwert der ‚culture‘ Oxbridge von der virilen Atmosphäre der *public schools* unterscheide. Aber neben dem *cult of athleticism* trug auch die sehr weitgehende Abschottung des männlichen Studentenlebens gegenüber den weiblichen Kommilitonen dazu bei, dass Oxford und Cambridge als sehr männliche Orte wahrgenommen wurden. Zwar waren sie nicht die einzigen Universitäten, welche die Idee der Universität als „a place of exclusively male sociability“ vertraten, aber hier war die Geschlechtertrennung besonders ausgeprägt.⁶⁰

„Cambridge society is essentially male. The students of Newnham and Girton [der Frauencolleges, S.L.], though they attend some of the lectures, are kept more or less strictly to themselves, and play no part in undergraduate life“.⁶¹

⁶⁰ Howarth 2000, S. 241.

⁶¹ Tennyson 1913, S. 49. Tennyson studierte bis 1902 in Cambridge. Vgl. auch Hassall 1964, S. 99: „The male and female communities lived apart; or the chaperone presided where they briefly met. Elsewhere shrewd mothers might arrange the tennis or water-party; here there was practically no common ground.“ Vgl. für Oxford Howarth 2000, S. 274, 277.

schrieb ein ehemaliger Student 1913 über das Geschlechterverhältnis um die Jahrhundertwende. Die Männlichkeit des Cambridger Studentenlebens stellte er, wie viele seiner Zeitgenossen, als ein grundlegendes Charakteristikum der Universität heraus. Die rigide Trennung von männlichem und weiblichem *social life* an den alten englischen Universitäten wurde zum einen von den Autoritäten gefördert. Auf den Ruf ihrer Mitglieder bedacht, unterwarfen die Frauencolleges die Studentinnen einer strikten Disziplin und untersagten persönliche Kontakte zu männlichen Kommilitonen. Nur unter Beisein einer ‚chaperone‘, einer Anstandsdame, waren gemischtgeschlechtliche Treffen möglich.⁶²

Aber auch die männlichen Studenten selbst waren in der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg nicht willens, sich für eine Integration der Studentinnen in das *social life* einzusetzen, im Gegenteil: Fast alle studentischen *societies* schlossen Studentinnen explizit aus.⁶³ Einschränkung ist anzumerken, dass sich im Jahrzehnt vor 1914 die Stimmen mehrten, die Kritik an dieser Strategie äußerten. In Oxbridger Studentenzeitungen erschienen immer wieder Artikel, welche die rigide Geschlechtertrennung kritisierten und sowohl mehr Gemeinsamkeit in der Freizeit als auch gelegentlich die Gleichstellung der Studentinnen an der Universität forderten.⁶⁴ Die Politik der Männlichkeit war in Oxford und Cambridge insbesondere in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nicht unumstritten – dennoch dominierte sie zumindest bis 1914 studentische ebenso wie professorale Diskurse und Praktiken.

In den neueren englischen sowie den schottischen Universitäten spielte Männlichkeit als ‚Studienziel‘ eine weniger wichtige Rolle. Der *cult of athleticism* bestimmte hier weniger als in Oxbridge Alltag und Wertekanon der Studenten; Sport war, wiewohl gleichfalls beliebt, kein zentrales Symbol des Studentenlebens schottischer, walisischer oder Londoner Studenten.⁶⁵ Die Studentinnenzahlen wuchsen an den *provincial universities* rasch – im Jahr 1900 waren 16% der britischen Studierenden Frauen, an einzelnen Hochschulen lag der Anteil bereits wesentlich höher – und damit kamen Frauen und Männer hier vermehrt in Kontakt.⁶⁶ An einigen Universitäten gab es *Students‘ Representative Councils*, in denen Frauen und Männer zusammenar-

⁶² Beispiele für die rigiden Vorschriften finden sich u.a. in Phillips 1979.

⁶³ Unter den wenigen Ausnahmen waren u.a. die jeweiligen Fabian Societies.

⁶⁴ Vgl. beispielhaft The Granta, 4. Februar 1905, S. 134.

⁶⁵ Vgl. für Aberdeen Anderson 1988, S. 71; daneben Dyhouse 1995, S. 200.

⁶⁶ Vgl. Dyhouse 1995, S. 17; vgl. auch Anderson 1995, S. 52. Die umfangreichste Untersuchung zu Frauen an einer britischen Universität außerhalb Oxbridges bietet Moore 1991.

beiteten, wenn auch nicht ohne Friktionen.⁶⁷ Gegenreaktionen blieben nicht aus: Ähnlich wie in Oxbridge wurden auch an anderen Universitäten Studentinnen von ihren Kommilitonen gelegentlich als überpünktliche, überfleißige und übereifrig mitschreibende ‚Streberinnen‘ verunglimpft und damit wiederum Bildungsideale mit Geschlechterstereotypen verbunden. In vielen Universitäten wurde nach der Zulassung von Frauen die *Students' Union* in *Men's Union* umbenannt und Frauen wurden explizit ausgeschlossen.⁶⁸ Dennoch war außerhalb Oxbridges der Kult um *manliness* weniger ausgeprägt, die Debatten um das Frauenstudium weniger langwierig und emotional und die Frauen im Studentenleben weniger separiert. Für Aberdeen etwa hat Lindy Moore gezeigt, dass trotz zahlreicher Abgrenzungsreaktionen Studenten und Studentinnen vielfach in Kontakt kamen, was nicht selten beide Seiten als positiv erlebten. Auch symbolisch wurden die Frauen hier integriert, indem sie Talare tragen durften – in Oxbridge war dies vor dem Ersten Weltkrieg noch undenkbar.⁶⁹ Einer Studentin der *London School of Economics* schließlich erschien die Oxforder Geschlechterordnung im Vergleich zu den Londoner Verhältnissen geradezu als „sex apartheid“.⁷⁰

Auch an den deutschen Universitäten fand die strenge Trennung der Sphären von Studenten und Studentinnen keine Entsprechung, trotz strenger Anstandsregeln und trotz der exklusiven Männlichkeit der Korporationen. Statt auf eine fast absolute Geschlechtertrennung setzten die Verbindungen auf begrenzten und ritualisierten Kontakt zu Frauen: Diese wurden aus dem Alltagsleben der Verbindungen ausgeschlossen, waren bei Tanzveranstaltungen und Festen jedoch als Gäste willkommen. Damit reduzierte sich der Kontakt der Studenten zum anderen Geschlecht auf hochformelle Ausnahmesituationen, bei denen schon durch die räumliche Anordnung klare Aussagen über die Geschlechterordnung getroffen wurden: So saßen bei Verbindungsfesten stets die Männer als Kern der Gemeinschaft im Mittelpunkt, den ‚Damen‘ wurden Gästeplätze auf der Galerie, am Rand der Veranstaltung oder auf einem besonderen Podium zugewiesen.⁷¹ In Tanzstunden und Bällen hatten sich Studenten und Studentinnen an detailliert festgelegte Rollenvorschriften zu halten, die die traditionelle Geschlechterordnung spiegelten und reproduzierten.

⁶⁷ Vgl. Dyhouse 1995, S. 13.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 203.

⁶⁹ Vgl. Moore 1991, S. 104ff.

⁷⁰ Stocks 1970, S. 113.

⁷¹ Vgl. beispielhaft Dörr 1926, S. 123.

5 Fazit

Gerade Gemeinschaften, die sich als Elite verstanden und Anspruch auf eine Führungsposition in der Gesellschaft erhoben – dies gilt für die deutschen Studentenverbindungen ebenso wie für Oxbridge –, zeichneten sich am Beginn des 20. Jahrhunderts durch die intensive Pflege ihrer „aura of masculinity“ aus und wiesen dem Streben nach Männlichkeit einen hohen Stellenwert in ihrer Selbstdefinition zu.⁷² Sie boten ihren Mitgliedern klare Leitbilder der Männlichkeit und erschwerten den Frauen gleichzeitig die Integration in die akademische Lebenswelt. Beides zielte darauf, den Statusanspruch der Institutionen beziehungsweise ihrer Mitglieder in der deutschen und britischen Gesellschaft zu untermauern. Bildung als Persönlichkeitsentwicklung durch wissenschaftliche Arbeit sowie als Erwerb von Kulturwissen etwa im Rahmen von Lesezirkeln, Theater- und Konzertbesuchen, trat demgegenüber als Leitbild und Distinktionsmerkmal in den Hintergrund. In Deutschland, so lässt sich vermuten, war die um die Jahrhundertwende zunehmend auch von professoraler Seite idealisierte studentische Subkultur ein Faktor, der das Vordringen der Frauen an die Universitäten verzögerte.⁷³ Universitäten mit einem besonders stark ausgeprägten Korporationswesen – d.h. in der Regel Kleinstaduniversitäten – waren noch bis nach dem Ersten Weltkrieg für Frauen unattraktiv. Ein Beispiel hierfür war die Verbindungshochburg Tübingen, in der bis in die 1920er Jahre hinein die Frauenzahlen deutlich unter dem Reichsdurchschnitt blieben.⁷⁴ Aus der Perspektive der Universität war dies nicht negativ, im Gegenteil: Im Wettbewerb der Universitäten um Ruf und Ansehen erschien dem Historiker und Tübinger Rektor Adalbert Wahl dieses Vorherrschen der Männlichkeit als ein Vorteil. Tübingen, so bemerkte er bei der Rektoratsübergabe im April 1922 freudig, sei trotz der wachsenden Anzahl der Studentinnen „noch nicht in Gefahr [...], seinen auch sonst deutlich erkennbaren Charakter als ausgesprochen männliche Universität einzu- büßen.“⁷⁵ Die männliche Prägung der Universität wurde damit als ‚Standortfaktor‘ interpretiert. In England trug die Oxbridger Politik der *manliness* wesentlich dazu bei, dass Frauen dort erst wesentlich später als an anderen

⁷² Zitat: Dyhouse 1995, S. 201. Vgl. dazu auch Costas 1995, S. 505f.

⁷³ So auch Anderson 2004, S. 298.

⁷⁴ 1913 lag der Frauenanteil in Tübingen bei 3,5 %, im Reichsdurchschnitt bei 6,7%. Auch wenn sich der Abstand etwas verringerte, blieb die Tübinger Quote bis Ende der 1920er Jahre unterdurchschnittlich, vgl. Titze 1987, S. 256; Titze 1995, S. 42f., Tab. 6. Nur 1918 lag der Tübinger Frauenanteil mit knapp 11% über dem Reichsdurchschnitt.

⁷⁵ Reden anlässlich der Rektoratsübergabe am 29. April 1922 im Festsaal der neuen Aula, S. 7.

Universitäten als gleichberechtigte Mitglieder akzeptiert wurden und bis ins späte 20. Jahrhundert unterrepräsentiert blieben.

Unumstritten, so muss nochmals betont werden, war die Politik der Virilität dabei weder im edwardianischen Oxbridge noch in den Studentenverbindungen. Der ‚Kult‘ um Männlichkeit hatte Grenzen, und die Identifikation mit der traditionellen Geschlechterordnung zeigte auch innerhalb der Studentenschaft Brüche. Je mehr Studentinnen an die Universitäten kamen und je mehr Kontakte sich trotz aller Regularien ergaben, desto mehr Studenten revidierten ihre vorgefassten Geschlechterbilder und zeigten sich aufgeschlossen gegenüber ihren Kommilitoninnen.⁷⁶ Dies gilt insbesondere für die letzten Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Die Studenten, insbesondere die Verbindungsmitglieder und die Undergraduates der alten englischen Universitäten, waren in dieser Epoche jedoch keine Vertreter des Wandels; sie setzten sich nicht für eine Überwindung von Geschlechtertrennung und Benachteiligung der Studentinnen ein, wie es etwa in den 1960er Jahren geschah. Während die Einführung gemischter Colleges in Oxbridge in den 1960er und 1970er Jahren entscheidend auf studentische Forderungen und Proteste zurückzuführen war, verteidigten die Undergraduates der edwardianischen Ära mehrheitlich das Leitbild männlicher akademischer Kultur, oft sogar vehementer als die Professoren.⁷⁷ Prägend blieb auf beiden Seiten des Kanals zumindest bis 1914 jene Strömung, die Männlichkeit mehr denn je als Ziel eines Studiums betonte und inszenierte. Erst nach dem Weltkrieg geriet sie zunehmend in die Defensive, und erst im späten 20. Jahrhundert schrumpfte sie zu einem randständigen Phänomen.

⁷⁶ Vgl. beispielhaft für Deutschland die Schilderung der Heidelberger Studentin Rahel Straus (1961), S. 96; für England bzw. Cambridge siehe *The Cambridge Magazine*, 20. Januar 1912, S. 25.

⁷⁷ In mehreren Cambridger Umfragen zur Haltung gegenüber dem Frauenstudium, die zwischen 1897 und 1921 durchgeführt wurden, war der Anteil der Gegner des Frauenstudiums in der Studentenschaft größer als in der Dozentenschaft, vgl. Brooke 1993, S. 297; McWilliams Tullberg 1998, S. 149f.

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Universitätsarchiv Tübingen (UAT), 117/1142, 117/1144, 183//77.

Girton College Archive (GCA), Letters of Dorothy Howard.

Archiv der Königsgesellschaft Roigel in Tübingen (AKR), Gazette du Roi.

Gedruckte Quellen

Academia. Monatsschrift des C.V. der katholischen deutschen Studentenverbindungen. München.

Akademische Turnzeitung (1900-1914). Zeitschrift des VC des Verbandes der Turnerschaften auf Deutschen Hochschulen. Leipzig.

Burschenschaftliche Blätter (1900-1914). Monatsschrift für den deutschen Burschenschafter, hg. von der Deutschen Burschenschaft und Vereinigung Alter Burschenschafter. Bad Nauheim.

Camerer, J. W. (1906): Geschichte der Burschenschaft Germania zu Tübingen: 1816 bis 1906. Urach: Bühler'sche Buchdruckerei.

Cordes, Günter (1930): Gesellschaft Rothenburg (Tübingen): 50 Jahre 1880-1930. Murrhardt.

Dannie, David Watson (1900): Oriol College. London: F.E. Robinson.

Deutsche Corpszeitung (1900-1921). Frankfurt a.M.: Verlag der Deutschen Corpszeitung.

Die Studentin (1912-1915), hg. v. Verband Vereine studierender Frauen Deutschlands.

Dörr, Franz (1926): Die Burschenschaft Allemannia zu Heidelberg, von 1906 bis 1926. Schopfheim: Uehlin.

Erinnerungsblätter aus der Aktivität (1922). Festgabe zum 110. Stiftungsfeste des Corps Rhenania zu Freiburg i.B. Frankfurt a.M.

Evans, Hugh (1899): The Freshman at Cambridge. Cambridge.

Festschrift zum 60jährigen Bestehen der Landsmannschaft Ghibellinia in Tübingen. Frankfurt a.M. 1905.

Hay, Ian (1905): Young Blood. Seven University Stories. London.

Jahresbericht der Studentenverbindung Nicaria zu Tübingen 1906-07. Tübingen 1907.

Kirchhoff, Arthur (Hg.) (1897): Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin: Steinitz.

Kretschmer, Ernst (1963): Gedanken und Gestalten. Erlebnisse von Ernst Kretschmer. Stuttgart: Thieme.

Lindner, Felix (1897): Vom Frauenstudium. Vortrag in Rostock geh. am 16. Dec. 1896. Rostock: H. Warkentien.

Methner, Alfred/ Lustig, Georg (1911): Geschichte des Corps Borussia zu Breslau. Breslau: Korn.

Mitteilungen aus der Ghibellinia (1902-1914). Tübingen.

Münzenmaier, Heinrich (1924): Geschichte der Landsmannschaft Schottland zu Tübingen 1849-1924. Stuttgart: Paulinenpflege.

Palatia sei's Panier (1928). Pfälzerchronik. 50 Jahre Tübinger Palatia, 1878-1928. Ulm: Baur & Schäferlen.

Phillips, Ann (Hg.) (1979): A Newnham Anthology. Cambridge: Cambridge University Press.

Reden anlässlich der Rektoratsübergabe am 29. April 1922 im Festsaal der neuen Aula. Tübingen 1922.

- Sathianadhan, Samuel (1897): *Four Years in an English University*. Madras: Lawrence Asylum Press.
- Schroeder, Herbert/Schroeder, Annelise (1932): *Das Studium in England*. Im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes e.V. Berlin.
- Stocks, Mary D. (1970): *My commonplace Book*. London: Davies.
- Straus, Rahel (1961): *Wir lebten in Deutschland*. Erinnerungen einer deutschen Jüdin 1880-1933. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Tennyson, Charles (1913): *Cambridge From Within*. London: Chatto & Windus.
- The Cambridge Magazine* (1912-1914). Cambridge.
- The Cambridge Review* (1900-1914). *A Journal of University Life and Thought*. Cambridge.
- The Granta* (1900-1914). *A College Joke to Cure the Dumps*.
- The Sex* (Magazine of the Sexcentenary Club, Peterhouse) (1900-1914). Cambridge.
- Tübinger Chronik* (1900-1914). Tübingen.
- Ulmia* (1906-1914). Zeitschrift für die Mitglieder der Landsmannschaft Ulmia zu Tübingen. Tübingen.
- Wegscheider, Hildegard (1953): *Weite Welt im engen Spiegel*. Erinnerungen. Berlin: arani-Verlags-Gesellschaft.
- Wirth, Alfred (1935): *Geschichte der Freiburger Burschenschaft Alemannia, 1860-1935*. Freiburg: Selbstverlag der Burschenschaft.

Literatur

- Albisetti, James C. (1988): *Schooling German Girls and Women. Secondary and Higher Education in the Nineteenth Century*. Princeton: Princeton University Press.
- Anderson, Robert D. (1988): *The Student Community at Aberdeen 1860-1939*. Aberdeen.
- Anderson, Robert D. (1995): *Universities and Elites in Britain since 1800*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Anderson, Robert D. (2004): *European Universities from the Enlightenment to 1914*. Oxford: Oxford University Press.
- Benker, Gitta/Störmer, Senta (1991): *Grenzüberschreitungen*. Studentinnen in der Weimarer Republik. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Bias-Engels, Sigrid (1986): „Rosenknospen ersticken im Wüstensande“ – Das Frauenstudium im Spiegel der studentischen Presse 1895-1914. In: Schlüter, Anne/Kuhn, Annette (Hg.): *Lila Schwarzbuch – Zur Diskriminierung von Frauen in der Wissenschaft*. Düsseldorf: Schwann, S. 34-57.
- Biaστοch, Martin (1980): *Duell und Mensur im Kaiserreich am Beispiel der Tübinger Corps Franconia, Rhenania, Suevia und Borussia zwischen 1871 und 1895*. Vierow: SH-Verlag.
- Birley, Derek (1995): *Land of Sport and Glory*, Manchester: Manchester University Press.
- Blattmann, Lynn (1996): „Lasst uns den Eid des neuen Bundes schwören“. Schweizerische Studentenverbindungen als Männerbünde 1870-1914. In: Kühne, Thomas (Hg.): *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Frankfurt a.M.: Campus, S. 119-135.
- Brandt, Harm-Hinrich (2001): *Studierende im Humboldt'schen Modell des 19. Jahrhunderts*. In: Schwinges, Rainer Christoph (Hg.): *Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert*. Basel: Schwabe, S. 131-150.
- Brooke, Christopher (1993): *A History of the University of Cambridge*. Vol. IV: 1870-1990. Cambridge: Cambridge University Press.

- Costas, Ilse (1995): Die Öffnung der Universitäten für Frauen. Ein internationaler Vergleich für die Zeit vor 1914. In: *Leviathan* 23, S. 496-516.
- Curthoys, Mark C./Jones, Stuart H. (1995): Oxford Athleticism, 1815-1914: a Reappraisal. In: *History of Education* 24/4, S. 305-317.
- Deslandes, Paul R. (2005): *Oxbridge Men. British Masculinity and the Undergraduate Experience, 1850-1920*. Bloomington: Indiana University Press.
- Dowe, Christopher (2006): *Auch Bildungsbürger? Katholische Studierende und Akademiker im Kaiserreich*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Dyhouse, Carol (1995): *No Distinction of Sex? Women in British Universities, 1870-1939*. London: UCL Press.
- Fellmeth, Ulrich (1998): *Margarete von Wrangell und andere Pionierinnen. Die ersten Frauen an den Hochschulen in Baden und Württemberg*. St. Katherinen: Scripta Mercaturae.
- Frevort, Ute (1997): *Das Militär als 'Schule der Männlichkeit'. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert*. In: Dies. (Hg.): *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 145-173.
- Gebauer, Gunter/Wulf, Christian (1998): *Spiel, Ritual, Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt*. Reinbek: Rowohlt.
- Glaser, Edith (1992): *Hindernisse, Umwege, Sackgassen: die Anfänge des Frauenstudiums in Tübingen (1904-1934)*. Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.
- Hardtwig, Wolfgang (1985): *Krise der Universität, studentische Reformbewegung 1750-1819 und die Sozialisation der jugendlichen Bildungsschicht. Aufriß eines Forschungsproblems*. In: *Geschichte und Gesellschaft* 11, S. 155-176.
- Hardtwig, Wolfgang (1992): *Auf dem Weg zum Bildungsbürgertum: die Lebensführungsart der jugendlichen Bildungsschicht 1750-1819*. In: Lepsius, Rainer M. (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil III: Lebensführung und ständische Vergesellschaftung*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 19-41.
- Hassall, Christopher (1964): *Rupert Brooke*. New York: Faber & Faber.
- Hausen, Karin (1986): *Warum Männer Frauen zur Wissenschaft nicht zulassen wollten*. In: Dies./Nowotny, Helga (Hg.): *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31-42.
- Howarth, Janet (2000): „In Oxford but ... not of Oxford“: The Women's Colleges. In: Aston, Trevor H. (Hg.): *The History of the University of Oxford, Band 7: Nineteenth-century Oxford, Part 2*, hg. von Michael Brook. Oxford: Oxford University Press, S. 237-307.
- Huerkamp, Claudia (1996): *Bildungsbürgerinnen: Frauen im Studium und in akademischen Berufen, 1900-1945*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Jaräusch, Konrad H. (1982): *Students, Society and Politics in Imperial Germany. The Rise of Academic Illiberalism*. Princeton: Princeton University Press.
- Jaräusch, Konrad H. (1983): *Higher Education and Social Change: Some Comparative Perspectives*. In: Ders. (Hg.): *The Transformation of Higher Learning 1860-1930. Expansion, Diversification, Social Opening and Professionalization in England, Germany, Russia and the United States*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 9-36.
- Jaräusch, Konrad H. (1989): *Die Krise des deutschen Bildungsbürgertums im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*. In: Kocka, Jürgen (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Bd. 4: Politischer Einfluss und gesellschaftliche Formation*. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 180-205.
- Leédham Green, Elisabeth (1996): *A Concise History of the University of Cambridge*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Levsen, Sonja (2004): *Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg. Militarismus in englischen Colleges und deutschen Studentenverbindungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges*. In: Jansen, Christian (Hg.): *Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich*. Essen: Klartext, S. 230-246.
- Levsen, Sonja (2006): *Elite, Männlichkeit und Krieg. Tübinger und Cambrdiger Studenten, 1900-1929*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Mangan, James A. (1984): 'Oars and the Man': Pleasure and Purpose in Victorian and Edwardian Cambridge. In: *The British Journal of Sports History* 1, S. 245-271.
- McCrone, Kathleen E. (1986): The „Lady Blue“: Sport at the Oxbridge Women's Colleges from their Foundation to 1914. In: *The British Journal of Sports History* 3, S. 191-215.
- McWilliams Tullberg, Rita (1988): *Women at Cambridge*. Revised edition. Cambridge: Cambridge University Press.
- Moore, Lindy (1991): *Bajanellas and Semilinas: Aberdeen University and the Education of Women, 1860-1920*. Aberdeen: Aberdeen University Press.
- Müller, Detlef K. (1994): *Schulkritik und Jugendbewegung im Kaiserreich (eine Fallstudie). „Aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit“ (Hoher Meißner 1913)*. In: Ders. (Hg.): *Pädagogik, Erziehungswissenschaft, Bildung. Eine Einführung in das Studium*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau: S. 191-222.
- Paulin, Roger (1990): *Goethe, The Brothers Grimm and Academic Freedom*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Rothblatt, Sheldon (1976): *Tradition and Change in English Liberal Education*. London: Faber & Faber.
- Schulze, Friedrich/Ssymanck, Paul (1931): *Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*. 4., völl. überarb. Aufl. München: Verlag für Hochschulkunde.
- Tichy, Marina (1990): *Die geschlechtliche Un-Ordnung. Facetten des Widerstands gegen das Frauenstudium von 1870 bis zur Jahrhundertwende*. In: Heindl, Waltraud/dies. (Hg.): *„Durch Erkenntnis zu Freiheit und Glück...“ Frauen an der Universität Wien ab 1897*. Wien: WUV-Universitäts-Verlag, S. 27-48.
- Titze, Hartmut (1987): *Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Bd. I: Hochschulen, 1. Teil: Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland, 1820-1944*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Titze, Hartmut (1995): *Datenhandbuch zur deutschen Bildungsgeschichte. Band I: Hochschulen, 2. Teil: Wachstum und Differenzierung der deutschen Universitäten 1830-1945*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Weber, Thomas (2003): *Oxford and Heidelberg Universities before the First World War: British and German Elite Institutions in Comparative Perspective*. Unpublished Ph.D.thesis. University of Oxford.
- Wipf, Hans U. (2005): *Studentische Politik und Kulturreform. Geschichte der Freistudenten-Bewegung, 1896-1918*. Schwalbach: Wochenschau-Verlag.

Anschrift der Autorin:

Dr. Sonja Levsen, Historisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Kollegiengebäude IV, Werthmannplatz, 79085 Freiburg im Breisgau
e-mail: sonja.levsen@geschichte.uni-freiburg.de